

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 47.

Berlin, Mittwoch den 19. April

1843.

Polen.

Polens Fürstentum.

Willanow. — Rajenki. — Jablowna.

Von F. Marmier.

An einem schönen Sommertage machte ich mich von St. Petersburg nach Polen auf. Ein eigenthümlicher, ein anziehender und trüber Reiz liegt in Entfaltung der Jahrbücher eines großen Volkes, in Verfolgung der Lebensspur eines Heros, an denjenigen Stellen selbst, wo des Heros Leben geendet. Ueberall auf meinen Wegen durch Polen habe ich das zwar verschleierte, aber innige Andenken an die beherren Ueberlieferungen dieses Landes und seiner großen Menschen, überall das Gedächtniß Sobieski's wahrgenommen, und so oft ich nach meiner Ankunft zu Warschau den Wunsch geäußert, Willanow, die Residenz desselben, zu besuchen, sah ich, daß dieses Verlangen stets eine freundliche Reizung für mich erweckte.

Schloß Willanow liegt etwa drei Viertelstunden von Warschau. Durch die schöne Hauptstraße „die neue Welt“, beim Kopernikus-Standbilde vorüber, an dem Palais vorbei, welches vor 1830 die Akademie der schönen Wissenschaften innegehabt und seit der letzten Staats-Umwälzung, vermöge eines bitteren Schicksal-Spottes, zum Lotterie-Bureau umgestaltet worden ist — jenseits des am vortigen Stadt-Ende gelegenen prachtvollen Gebäudes, in welchem der Großfürst Konstantin, dieser aus einander völlig widerstrebenden Grundstoffen zusammengesetzte Mann, residierte — jenseits dieser Gebäude gelangte ich ins Freie und fand mich nun inmitten grüner Bäume, zwischen goldigwogenden Aehrenfluthen, diesen Zeugen von des Himmels Güte, deren Anblick allein schon genügt, den Geist zu erfreuen und seinen Aufschwung zu erneuen, wenn Menschenbosheit ihn niedergehalten. Rechts- und links winken mir Sommerhäuschen, freundliche Schöpfungen der Lust und Laune der ehemals reichsten, mächtigsten Geschlechter — während gerade vor mir eine Gotische Kirche, von einem Friedhofe voll der seltsamsten Denkmäler umgürtet, sich erhebt und neben dieser ein Wirthshaus sich bemerklich macht, welches nicht allein die fremden Besucher der geschichtlich so denkwürdigen Stelle, sondern auch das Warschauer Volk belebt, das an Feier- oder Sonntagen gern im Schatten und im Grünen um Bierkrug und Branntweinflasche lagert. Vor dem Wirthshause musizieren ein Paar umherziehende Bänkelsänger in ihren heimathlichen breitkrämpigen Hüten, braunen Tartanlitteln, Hosen, mit thalergrößen Metallknöpfen verziert, und eisenbeschlagenen Schuhen: der Eine wirthschaftet mit verschrumpftem Fiedelbogen auf einem rauchgeschwärzten Geigenwrack umher, wozu der Andere den altehrenwerthen Dudelsack handhabt, dessen eine Pfeife unterhalb des gewaltigen Balges hinabfällt, während die zweite wie eine Wandertrübe über der Schulter liegt, die dritte aber, stötenartig mit Löchern versehen, zwischen den Lippen des Künstlers ruht, der mit einer Hand sie hält und mit der anderen in gemessenen Zeiträumen die Saiten des goldtragenden Bliebes zärtlich drückt, um nach Geschmack mehr oder minder schwingende Töne ihm zu entlocken. Den Krakauer spielt das Pärchen, den Takt mit den Füßen stampfend und die Käufe mit Sprüngen begleitend. Eiliche Kinder umsehen sie, der Väter Lieblingsweise gespannt zuhörend, und unser Hinzukommen scheint den Eifer der Autodidakten zu steigern. Auch der Wirth, welcher bisher, unter seiner Thür lehrend, wie ein an dergleichen Gewöhnter nach ihnen hingesehen, nimmt, sobald er unserer anständig geworden, eine strammere Haltung an und sein Köppchen ab, indem er sogar einige Schritte uns entgegenkommt; so wie er uns aber näher gemustert, schiebt er gelassen beide Hände wieder in seine Taschen und die kaum gespannten Jüge seines Gesichtes in die gewohnten alten Falten. Indessen währt das Spiel mit allen Schikanen von Drucken, Nucken und Zucken ununterbrochen fort, bis unsere paar Dreier, in die Hüte des Sackpfeifers und Geigers geworfen, Beide augenblicklich von ihren Instrumenten ab- und mit den Angesichtern bis zur Erde niederziehen, indem sie, morgenländischen Sklaven gleich, unsere Kniee zu umfassen suchen. — Manchmal gewiß hat Sobieski von seinen Schloßfenstern aus solchem Auftritte zugehört, denn schon geraume Zeit her übt der Krakauer seinen Zauber auf des Polnischen Volkes Augen, Ohren und Hüfe.

Von diesem Genrebildchen wenden wir uns dem historischen Gemälde zu, welches das königliche Schloß jetzt vor uns aufrollt. Das Gebäude bildet den Mittelpunkt einer umfangreichen, von einem der Weichsel-Arme durchschnittenen Ebene. Jenseits des Flusses zeigen sich die langen Baumgänge

eines Parks von mehreren Stunden Flächenraum, dessen geheimnißvolles Ansehen, nebst dem frischumgrüntem blauen Ströme und der schweigenden, nur durch etliche häuerliche Pachtböfe belebten Einsamkeit, Sobieski's altem Wohnsitz einen eben sowohl anziehenden als ernsten, einen eben so feierlichen als anmuthigen Reiz verleiht. Ein wenige Fuß breiter Graben und ein eisernes Gitter umschließen den Palast; den Eingang bildet ein ehrfurchtgebietendes Thor, von welchem zwei Steinbilder, ein vollständig gewappneter Krieger und eine weibliche Gestalt mit der Friedenspalme, herabschauen. Auf dem grünbewachsenen Vorplatze erhebt sich ein Gothisches Grabmal, zum Andenken an den Grafen Stanislaus Potocki und dessen Gemahlin, geborene Lubomirska — zwei Namen des Polenlandes, beide edel und berühmt genug, um in solcher Umfriedigung nicht am unrechten Orte zu erscheinen — auch wenn sie nicht des Schloßes rechtmäßige Erben gewesen wären. *) Doch, wie viele adeliche Wappen und Besitztitel, vor kurzem noch in glänzenden Urkunden verbrieft und besiegelt, finden wir gegenwärtig nur noch . . . auf Grabmälern! — Das Schloß nun, in zierlichen Verhältnissen erbaut, besteht, wie die Landhäuser Italiens, aus einer Vorderseite mit plattem bildsäulenge schmückten Dache und aus zwei gleichlaufenden, ihrer ganzen Länge nach mit geschichtlichen Darstellungen in halberhabener Arbeit verzierten Flügeln, von denen jeder ein Thürmchen mit vergoldeter Kuppel trägt. Einen Theil des Baues hat Sobieski durch Türken aufführen lassen, welche er aus seinen siegreichen Feldzügen als Kriegsgefangene mit nach Hause gebracht; vollendet wurde das Gebäude, nach demselben Plane, durch Stanislaus August. Doch will ich hier keinesweges der Verführung nachgeben, den äußeren Anblick dieses Wohnsitzes in allen seinen Einzelheiten zu beschreiben. Darum treten wir lieber sogleich in das Innere desselben ein: Sobieski's Gemächer hat ehrfurchtvolle Sorgfalt in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten. Sie sind weder besonders geräumig, noch besonders reich ausgestattet, indes doch immer mit einer gewissen Auswahl, im Geschmacke von Ludwig's XIV. Jahrhundert, geschmückt; daher die seidnen Tapetenbehänge, das vergoldete Getäfel, die Tapissiererei der Armsessel, die mit Blumengewinden und Sinnbildern der Götterwelt überladenen Deckenstücke und Kollvorhänge. Ist, wie Bernardin de St. Pierre gesagt, die Landschaft der Hintergrund des Menschenlebens, so ist die Wohnung des Menschen der Rahmen seines Daseyns, seiner geistigen Launen, der Sitten seiner Zeit. Jede Zierrath, die er gern um sich hatte, kann der Gegenstand einer neuen Forschung werden; jedwede Kleinigkeit, deren er sich bediente, kann den Aufmerkamen einer neuen Aufklärung für das Leben des Abgerufenen auf die Spur bringen. Hat nun aber diese Wohnung einem der Geistesgewaltigen dieser Erde zum Lebensrahmen gedient — welche Gefühle hoher Verehrung durchdringen nicht dann den Besucher! Wie hehre Erinnerungen, wie ergreifende Vorstellungen erfüllen nicht dann Geist und Gemüth schon beim bloßen Anblicke des Tisches, an welchem Jener im ruhm- und preisgekrönten Streben seine Nächte durchwacht — beim Anschauen des Kamins, vor welchem er im trauten Kreise der Freundschaft von anstrengenden Mühen sich erholt! Solchen Empfindungen, solchen, einen weit zurück liegenden Zeitraum durchstreifenden Gedanken mich überlassend, weidete ich den begierigen Blick an diesen Gewölben, diesem Geräth, diesen Behängen und suchte allenthalben nach Spuren eines Siegestages, einer Bonnesstunde oder eines Augenblickes launiger Muse, indem ich zu mir selber sagte: Hierher also brachte er am liebsten die Siegeszeichen aus seinen wundergleichen Feldzügen — hier suchte er die unheilvolle Nebenbuhlerschaft seiner eiferfüchtigen Großen, die stürmischen Reichstagskämpfe zu vergessen — und durch diese Thür schritt er, nachdem er unter Wiens Mauern die Christenheit vom eingedrungenen Türken erlöst; hier begrüßte ihn damals jener Priester, als Dolmetsch eines gesammten begeisterungsgläubigen Volkes, mit des Evangelisten Worten: Fuit homo missus a Deo, cui nomen erat Joannes — diese Bände waren Zeugen seiner ungeheuern Pläne — und auf diesem Lager verhauchte er seinen letzten Seufzer. — Armer König! in Deinem Herrscher-Ansehen durch den unbeugsamen Adel unaufhörlich angefochten — armer Heldengeist, der Du gewiß manchmal die friedsame Gleichgültigkeit Deines ungelanntesten Unterthans beneiden mochtest — armer Baumeister eines Riesenbaues, welcher Dir nach zusammenstürzte — Du lorbeerkrönter Held, Du edles, Du zärtliches Herz, in Deinen süßesten Neigungen grausam ver-

*) Jakob Sobieski nämlich verkaufte, nach seines großen Vaters Tode (1696), die Herrschaft Willanow an die Gräfin Senawicka, welche zuvörderst deren Mißbrauch dem Könige Stanislaus August II. überließ und nachher ihrem eigenen Stammhause Lubomirski dieselbe vermachtete.

wundet — ach! bringt der Geist also in das Geheimniß Deines Lebens, Deiner Leiden als des Vaterlandes hingebungsvoller Bürger, als Gatte und Vater — wen lockt dann noch Dein Ruhm für den Preis Deiner Märtern?

Den ersten Saal, welchen ich besah, fand ich mit Bildnissen der Häupter des Polnischen Adels, der Sapieha, Jablonowski und einiger Könige und Königinnen des Landes behängt: gleichsam als Einleitung zu Sobieski's Geschichte — einen anderen voll geschnittener kostbarer Gefäße, Geschirre, Schätze des Mittelalters. Hier wird auch der Prachtschrein aufbewahrt, welchen, nach Wiens Entsetzung, der Paps dem tapferen Johannes überlieferte; er ist von oben bis unten mit Schnitzwerk von seltener Meisterschaft ausgearbeitet und mit Gypsansätzen, anmuthig verschlungenen Schnörkeln, Sinnbildern in Schildpatt und Elfenbein besetzt. — Die schöne Maria, die Königin, scheint mir auf diese mittelalterlichen Schnitzarbeiten wenig gehalten zu haben, wenigstens findet man in ihren Zimmern nicht eine Spur von dergleichen: Ihr Saal ist durchaus einfach mit lilafarbenen Tapeten, vergoldeten Spiegeln und Gewinden behängt. Daran hängt ein Gemach von weit minder ernster Beschaffenheit, dessen bemaltes Wandgemälde Jupiter's Liebesbündel von der Danae bis zur Leda incl., und dessen Deckenstück die reizende Fürstin selber mit den Abzeichen der Frühlings-Göttin, schwebend zwischen lustigen Schwärmen kleiner köchergerüsteter Liebesgötter, den reichsten Blumenfügen auf ihren Pfad streuend, darstellt. In einem der benachbarten Säle habe ich noch ein anderes Bild und auch ihre Marmor-Büste gesehen; ja, sie war „eine erhabene stolze Schönheit mit rührender Anmuth“: die Nase Griechisch, der Mund klein und fein, die großen schwarzen Augen sieghaft hervortretend, das schwarze Haar über der Stirn in lockige Flechten getheilt, die reinsten Züge, die lieblichsten Umrisse — doch zwischen den Bogen des Brauenpaares nehme ich eine Falte wahr, welche ein ehrgeiziger Gedanke gezogen, und in dem holden Augendunkel einen Ausdruck von Sehnsucht, welcher mir mehr als ein weise verknüpftes Wort, mehr als ein schweigendes Zurückhalten von Sobieski's Geschichtschreiber *) erklärt. — Die Gemäldesammlung zählt mehrere bemerkenswerthe Stücke von Lukas von Leyden und Lukas Kranach, so wie einen Tod Seneka's, von Rubens: der lang- und graubärtige Seneka steht, ganz nackt, aufrecht im Bade; sein Haar ist in Unordnung, der Kopf zeigt wohl noch eine Empfindung von Leben, doch den übrigen, schon blutentleerten Gliedmaßen sieht man es an, daß sie ein eifriges Frösteln ergriffen hat: die Arie knien ein, der ganze Leib senkt sich, der mattstarrende Blick erlischt — der Tod erfäßt seine Beute — ein anatomisches Studienbild, wie die Herabnahme vom Kreuze, eine furchtbare Studie, durch die Aufregung, welche sie hervorruft, den Blick festbändig und zugleich, durch ihre Wahrheit, ihn zurückschreckend. Niemals noch kam mir eine Kopie oder ein Stich von diesem Gemälde vor, welches ich willig den Meisterwerken des berühmten Künstlers beizähle. — Die übrigen Schloßzimmer hat die Familie Potocki inne. Sie sind mit blendendem Prunk ausgestattet: der aristokratisch eitel glänzende Aufwand unserer Zeit neben dem würdevolleren der entschwundenen Jahrhunderte — alle Launen der Mode, alle die leichtfertigen Kunststücke unserer Betriebsamkeit und, leider, alle Schmerzen der Reuezeit neben den Schmerzen einer größeren, feierlicheren Vergangenheit. In einem Saale, dessen höchst geschmackvolle Einrichtung mich urplötzlich nach dem Faubourg St. Honoré verlegte, fesselte mich das Bildniß einer jungen Dame von wunderbarer Schönheit mittelst eines Ausdruckes stiller Trauer, gleich dem eines Gemüthes, welches, obwohl von eitel Freud' und Lust umringt, das Vorgefühl einer schweren Zukunft in sich trägt: es war die einzige Tochter der Schloßherrschaft, ganz jung schon an den Fürst Langowski vermählt und mit vierundzwanzig Jahren bereits eine Beute des Todes geworden — unter den bittersten Jähren über diesen frühen Abschied von einer Welt, welche ihr so reizend erschien, von den theuren Aeltern, von einem heiliggeliebten Gatten, zur Verzeihung Aller hinweggerafft! Und doch, nur zwei Jahre später war ihr Gemahl, in die Staatsumwälzung von 1830 verwickelt, seiner Titel verlustig und nach Sibirien verwiesen — ging von ihren beiden Brüdern, den rechtmäßigen Erben des sehr bedeutenden Vermögens und des edlen Namens der Potocki, der eine in die Verbannung, der andere, nachdem er mit der Russischen Regierung sich versöhnt, als Unterbeamter in eine ihrer Kanzleien zu St. Petersburg. — Wer hätte es wohl Sobieski gesagt, als die gefangenen Türken dieses Willanow — ein Denkmal seiner Heldensiege, wie seiner Herrschermacht — ihm erbauten, daß eines Tages in eben dieses Schloß fremde Posten eindringen und es veröden sollte? — Noch immer sieht man, wenige Schritte in den Park hinein, Kara Mustapha's prachtvolles Zelt, welches der Befreier der Christenheit von Wien mitgebracht: hochragend mit seinen Purpurbehängen, seinen Arabesken und seidenen Vorhängen, nach allen Seiten hin geöffnet, wie zum Empfange eines von Muhammed's Westren oder eines königlichen Eroberers. Bleibt dieser Siegeszeuge aus einer ewig unvergeßlichen Schlacht hier, Angesichts Aller, etwa nur aufgestellt, um durch einen recht bitteren Gegensatz an Polens schönste Tage zu erinnern?

Von hier geleitete mein gefälliger Führer mich zu einem anderen geschichtlich merkwürdigen Schlosse, ebenfalls in der Nähe der Stadt. Eines der reizendsten Gebäude, einer der lieblichsten Wohnsitze, die ich jemals erblickt, ein in den leichtesten und anmuthigsten Verhältnissen ausgeführtes Sommerhaus; vor jeder der beiden mit Dorischen Säulen geschmückten Hauptseiten ein Becken, dessen Krystallfläche jedes Standbild, jedes Karnies, jede Eifelirung wieder spiegelt und rings von frischen Lauben umkränzt, von

Baumwänden umhegt ist, welche, gleich den Buchen der Hirtenlieder, zu süßer Raß' und in der holden Rufen Arm' uns führen — dazu die breiten Gänge, beschattet von der Weichsel-Pappel,

der schönen Pappel, deren Riesensamm,
nachdem er hundert Wintern wader widerstand,
voll grünelaubter Zweigebänge,
die Zeit zu schmücken scheint, das Alter zu verlängern.

Inmitten eines dieser Gänge eine Schaubühne, abgerundet, wie die Kampfsplatz-Plätze der Alten, an den Stufen von einem Flusse benetzt und jenseit dieses von einem Griechischen Säulengange und nebartigem Buschwerke eingeschlossen. Dieses ist die Sommer-Schaubühne, auf welcher unter freiem Himmel antike Trauer-, ländliche Lustspiele aufgeführt werden, wobei das echte Himmelsblau, das wirkliche Flussbett mit seinen schaukelnden Rachen, die lustig sächelnden Zweige die Stelle aller künstlichen Decorationen vertreten, wobei die Natur, deren malerische Wirkungen anderwärts mühsam nachgeknüpft werden, in all' ihrer Lebendigkeit und Frische selber sich zeigt. — Welche See des Polenlandes ließ mit einem Zauberfische diese Bogengänge sich erheben, diese Terrassen sich ebnen, diese Becken sich höhlen? Welchem wohlthätigen Schutzgeiste ist dieses Oberons-Schloß geweiht, diese entzückende, aristokratische Preiswürdige Stätte? — Nein — nicht Heenshöpfung, nicht Dichterpreises würdige Wohnung: das Schloß von Lazienki ist es. — Jener weibliche Mann hat hier gelebt, jener entnernte Hölbling, welchem Katharina's Gunst zum Throne der Jagellonen half, und welcher sich nur durch feigen Vertrag auf ihm erhielt, bis eines Tages dieselbe Hand seiner willkürlichen Gebieterin, wie sie seine Erhebung verfügt, seinen Sturz vollzog und, wie einen ausgedienten Lakai, durch Vorzimmermittel und Snadengeld ihn brandmarkte. (Am 25. November 1795, zu Grodno, unterzeichnete Stanislaus August, der letzte König von Polen, seine Entsetzung.) Hier schwelgte dieser unwürdige Landmann in schmählicher Leppigkeit, während ein Russischer Agent die Heimat eines Batory, eines Kasimir, eines Sobieski verwaltete: während das alte Sarmatenland zerstückelt wurde; während Russische Truppen den Reichstags-Saal umlagerten und durch Waffengewalt einen dreifach beedeten und dreifach gebrochenen Schattenvertrag erzwingen; während der wadere Kosciusko mit einem Schrei der Verzweiflung auf dem Schlachtfelde hinsank. — O, mit welchem Schmerze betrat ich das so heiter geschmückte Schloß und fand darin nur die Spuren abgeschmackter Frauendiensterei, Frauenbildnisse, David vor der Bundeslade tanzend, Salomon, vor einem Kreise junger Dirnen hingeworfen — eine würdige Umgebung! Rechtfertigung des fürstlichen Wüstlings durch eine Entweihung! Es giebt Menschen, welche der Vorsehung unergründliche Schlüsse den Böckern im Stahlpanzer oder in der Rosenkrone senden, um deren Hochmuth zu züchtigen, oder deren Sturz zu beschleunigen. Ein solcher Mensch war Stanislaus August, und ihn anklagen, heißt vielleicht das höchst-erhabene Gefeg anklagen, für dessen Vollziehung er nur ein Werkzeug abgegeben. Wessen Weisheit aber vermöchte, bis zum Urquell der ewigwaltenden Vorsehung sich zu erheben? Nicht den Rathschluß des Höchsten vermögen wir zu schauen, nur die Hand, welche er ihn vollziehen läßt, gewahren wir. So lange aber noch eine ehrenhafte Stimme in Polen zu finden, wird sie die Achtung dieses Hitterkönigs aussprechen, welcher sein Vaterland nur beherrschte, um durch feige Nachgiebigkeit es zu täuschen, durch Ohnmacht es zu Grunde zu richten. Darum fort, eiligt hinweg aus seinem Bereiche!

Auf der Straße nach Lithauen, mitten in einer fruchtbaren Ebene, steht auch ein Fürstenthum, mit welchem Poniatowski's Name sich verknüpft, von einer stedenlosen Glorie umstrahlt, deren Weihe ein Trauerandenken noch erhöht: das Schloß von Jablowna, der Lieblingsaufenthalt jenes Soldaten mit dem Heldenherzen, jenes Polenkinde, das in Leibzugs blutgedüngtem Felde Napoleon zu Frankreichs Marschall machte. Mehr als ein Mal hatte ich tief ergriffen vor dem Todtenmale gestanden, welches am Elfergestade hohe Liebe ihm errichtet. Mit andachtsvoller Ehrfurcht trat ich jetzt in die friedlich-ernsten Räume, wo derselbe nach Tagen heißer Kämpfe so gern einige Stunden ruhte, um den Träumen seiner abenteuerlichen Jugend, den Hoffnungen seiner glühenden Vaterlandsliebe nachzuhängen. In dieser Zustuchtsstätte zeugt Alles nur von Gewohnheiten eines gebildeten Geistes, von Neigungen einer edlen Seele: hier finde ich eine Sammlung ernster Bücher, Landkarten, gewählte Kupferwerke: dort Skizzen, welche ein Liebesgedanke verschönt, Bildnisse aus der Familie oder von Freunden. Mitten aus dieser Sammlung heraus winkt das Bild des Helden selber, welches als Inschrift die Worte trägt, die er ausrief, indem er zum letzten Male zwischen die feindlichen Schaaren stürzte: Bóg mi powierzył honor Polaków, Bogu go oddam! (Gott hat mir Polens Ehre anvertraut, Gott will ich sie zurückbringen!) In einem von der Schloß-Erbin, Poniatowski's würdiger Nichte, mit besonderer Liebe ausgeschmückten Saale fand ich das schöne Gemälde von Napoleon's Uebergang über den St. Bernhard. Eben so ernstes Ansehen hat hier auch Alles außerhalb der Gemächer: der weite Rasenplatz, von breiten Gängen durchschnitten; die hundertjährigen Stämme, der tiefschweigende Hain — nirgend unter eisser Zierrath die wahre Schönheit der Natur verlegt. Es ist der Ruheplatz eines Mannes, welchen große Gedanken viel zu sehr beschäftigten, als daß er sich in nichtigen Einfällen hätte ergehen mögen.

Diese drei Schlöffer, welche ich mit so verschiedenen Empfindungen betrachtete, sind gleichsam Denkmale von Polens letzten drei Zeitabschnitten: Willanow für die Zeit des Ruhmes — Lazienki für die Zeit des Verfallens — Jablowna für die Zeit der letzten Kräfteanstrengungen und des Zusammensturzes.

E. Marmier.

*) Graf Salvandy, an welchen, als an den Verf. einer „Geschichte von Jan Sobieski“, diese Zeilen gerichtet sind.

Frankreich.

Erinnerungen aus der Schreckenszeit. *)

Bald nachdem Ludwig XVI. hingerichtet war, hatte man sich in Paris daran gewöhnt, täglich eine bestimmte Anzahl von Köpfen unter dem Beile der Guillotine fallen zu sehen; auch behandelte man dies als eine Sache von untergeordneter Wichtigkeit und sprach davon, wie man heute von einem Wettlauf auf dem Marsfelde spricht. Unabhängig von den Journalen, welche täglich die Namen, Titel und Würden der Schlachtopfer der Revolution veröffentlichten, erschienen auch jeden Morgen noch besondere Verzeichnisse derselben, etwa nach Art unserer Börsen-Berichte, wenn man die Bemerkungen abrechnet, mit denen der sanskälottische Redacteur seine Arbeit zu illustriren für gut fand. Im Augenblicke liegt uns eines dieser Exemplare vor, dessen erbaulicher Titel folgendermaßen lautet:

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder den Tod!

Das rächende Schwert
der einen, untheilbaren Französischen Republik,
oder
Gallerie der Rebellen.

Enthält die Namen, Vornamen, Geburtsorte, die früheren Würden, das Alter, die Verbrechen und die letzten Worte aller großen Verschwörer und Vaterlandsverräther, deren Häupter unter dem Schwerte der Nation gefallen sind.

„Raum gerichtet, sind sie nicht mehr.“

von

einem Freunde der Revolution.

Paris

in der Galeatischen Buchdruckerei.

Jahr II der Französischen Republik.

Wir heben einige von den Anmerkungen heraus, die dem Namens-Verzeichnisse der Opfer beigegeben sind:

Joseph Mazelier, früher Edelmann, zum Tode verurtheilt, weil er als Emigrirter nach Ablauf der bewilligten Frist nach Frankreich zurückgekehrt ist. Nota: Dieser Verbrecher bestieg den Karren mit frohlichem Gesicht; er schien sich in der reinen Luft, die er athmete, ganz wohl zu fühlen . . . Man muß gesehen, zuweilen haben Verbrecher Muth!

Jean Joseph Saunier, Priester . . . Als der Rebell das Schaffot bestieg, waren seine Mienen so ruhig und heiter, daß man hätte glauben sollen, er wisse, das höchste Befehl erwarte ihn im Himmel . . . Dies sind die traurigen Folgen des Aberglaubens . . .

François Vouher . . . Der Glende hatte den ekelhaften Muth, auf dem Schaffote zu rufen: Es lebe Ludwig der Sechzehnte! . . . Welch pöbelhafter Unfinn, einem verfaulten Leichnam ein Bivat zu bringen!

Wir könnten einen ganzen Band mit solchen Betrachtungen sanskälottischer Autoren füllen, denn diese Listen sind mit der gewissenhaftesten Genauigkeit bis in die geringsten Details ausgeführt. Nach ihnen belief sich die Zahl der von dem Revolutions-Tribunale zu Paris bis zum 9. Thermidor inklusive zum Tode Verurtheilten auf 2637; Robespierre's Kopf war der 2638te, der dem Henkerbeile verfiel. Man kann sagen, der Verfasser jener Verzeichnisse stand auf der Höhe seines Gegenstandes, wie folgende wenige Phrasen aus der Vorrede zur ersten Lieferung beweisen werden:

„Die Maßregeln der Strenge, die der National-Konvent in seiner Weisheit und Wachsamkeit ergriffen, dadurch seinen unermüdeten Eifer, seine Kraft und sein heißes Verlangen bethätigend, die Grundpfeiler der republikanischen Verfassung zu befestigen, haben das Staatsschiff vor dem Untergange bewahrt . . . und unter jenen energischen Maßregeln verdient ohne Zweifel die Errichtung eines Revolutions-Tribunals am meisten den Dank der Republik. Dieses Institut ist, so zu sagen, göttlich . . .“

Zu derselben Zeit flüchtete ein Aufseher der Gefängnisse folgenden Bericht über einen Besuch im Luxembourg ab:

„Es war ein nicht wenig ergötzlicher Anblick, zwei Marquis, eine Herzogin, eine Marquise, einen Grafen, einen Abbé und zwei Gräfinnen in Katakomben ankommen zu sehen, die Einen in Ohnmacht, die Anderen in Verzweiflung. Gestern langte die Tochter Philipp's des Guillotinirten an; sie ist neben Barrère und Chabot einquartiert, die ewig Geheimnisse haben und krank werden vor Aerger, wenn sie „den Jörn des Vater Duchesne gegen den Mönch Chabot“ von den Colporteurs ausrufen hören. In dem einen Korridor logiren die Aristokraten de Méréville, de la Borde, Félin und der Präsident Nicolai; in dem anderen, linker Hand, de la Ferté, der Herzog von Lévis, der Marquis von Fleury und der Graf von Mirépoix. Jeden Morgen, wenn sie aufstehen, richten sie ihre Fernröhre und haben das Vergnügen, zu sehen, daß ihre Hotels in der Rue de l'Université noch auf dem alten Platze stehen. Die letzten Zimmer des Korridors bewohnen mehrere Generale, unter Anderen auch der Marschall Moushy und die Frau Mar-

schallin, seine Gemahlin. Dies Ehepaar zählt zusammen ein Alter von mehr als anderthalb Jahrhunderten, so wahr ist es, daß diese Räuber von Aristokraten die Erlaubniß, zu leben, mißbrauchen. Mir scheint, es müßte sich im Gefängnisse des Luxembourg ganz heiter wohnen, zumal das Revolutions-Tribunal nach Kräften für Abwechslung sorgt.“

Die Feder entfällt den Händen, wenn man solche Berruchtheiten niederschreiben will. Bis zu einem gewissen Punkte läßt sich die Wuth eines blutgierigen Menschen begreifen, der mordet, um zu morden. Fanatismus und Berrücktheit haben die schrecklichsten Verbrechen erzeugen sehen; aber die Kaltblütigkeit, die uns aus jenen Phrasen entgegenkarrt, der eifrige Hohn, das teuflische Beifallsgrinsen bei jeder neuen Hinrichtung scheinen jenseits menschlicher Verderbtheit zu liegen — und doch sind sie gesehen und belohnt worden!

Der Glende hatte nur zu wahr gesprochen, als er erzählte, wie sehr das Tribunal für Abwechslung forge; und wie hätte es auch anders seyn sollen, als selbst ein Wort genügte, um einen Sanskälott verdächtig zu machen, als, wer heute anklagte, morgen selbst angeklagt wurde, als der Sohn des eigenen Vaters Henker war!

Ein Knabe, oder vielmehr ein Ungeheuer von kaum funfzehn Jahren, der Sohn eines Schauspielers, Namens Grammont, saß im Parterre des Theaters Montanier und fing in einem Zwischenakte an, die Carmagnole zu singen, ein gemeines, unsinniges Lied, das man damals zum Nationalgefäng gemacht hatte. Fast alle Zuschauer fielen ein, die Einen, um sich die Zeit zu vertreiben, Andere aus Freude am Lärmen, die Meisten aus Furcht. Grammont, immer singend, läßt seine Augen im Theater umherstreifen und bemerkt eine junge Frau, die nicht mitsingt.

„Nun, Bürgerin!“ schreit er, ballt ihr die Faust entgegen und wiederholt den Refrain:

„Danzons la carmagnole
Vive le son, vive le son,
Danzons la carmagnole,
Vive le son du canon!“

Aber die junge Frau verharrt in ihrem Stillschweigen. Da verläßt der funfzehnjährige Sanskälott seinen Platz und geht auf den Balkon.

„Nege!“ ruft er und nähert sich der Dame, „wo ist die Kokarde an deiner Haube?“

„Bürger, ich glaubte, ich hätte eine — bei Gott, ich habe sie ohne Absicht vergessen.“

„So hast du wohl auch ohne Absicht vergessen die Carmagnole zu singen? Du hast sie nicht vergessen, denn du hast sie nie gewußt, verdammte Aristokratin!“

„Aber, Bürger, was habe ich dir gethan, daß . . .“

„Ah, du willst noch raisonniren und singst nicht einmal die Carmagnole! Ich will dich lehren, einen Sanskälotten verachten!“

Und das Ungeheuer versetzte der armen Frau zwei Faustschläge ins Gesicht, daß sie zu seinen Füßen niederfiel. Wer sollte es glauben! um die Frau herum standen Männer jedes Alters, und nicht Einer, nein, nicht Einer wagte dem funfzehnjährigen Revolutionair ins Gesicht zu sehen, nicht Einer hatte den Muth, einen Laut des Tabels von sich zu geben. Und nun laßt uns hören, wie dieser wüthende Patriot endete. Durch die Begierde gestachelt, von sich reden zu machen, bemächtigt er sich mehrerer Briefe, die sein Vater von einem Emigrirten erhalten hatte, läuft damit in den Justizpalast und übergibt sie dem öffentlichen Ankläger. „Brutus opferte seinen Sohn der Republik“, sagte er, sich auf die geschichtlichen Lappen berufend, mit denen die Klubs ihre Phrasen behingen, „ich opfere meinen Vater, den Bürger Grammont. Sein Verbrechen liegt in diesen Briefen klar am Tage. Nehmt sie und laßt der Gerechtigkeit freien Lauf. Die wahren Sanskälotten werden mein Verdienst um das Vaterland zu würdigen wissen!“

Einige Stunden später wurde Grammont der Vater verhaftet, man inquirirte ihn über die Briefe, und er gestand unter Anderem frei, sein Sohn hätte ihm in seinem Auftrag einige von einem Boten geholt, den er namhaft machte. Mehr war nicht nöthig, damit augenblicklich auch gegen Grammont, den Sohn, die Verhaftung verfügt werden konnte. Man sperrte Beide in die Conciergerie und verurtheilte sie nach vierundzwanzig Stunden zum Tode. Sie fuhrn in Gesellschaft von dreißig anderen Schlachtopfern zur Hinrichtung. Als sie aus dem Karren stiegen, weinte der Vater, näherte sich seinem Sohne und sagte zu ihm: „Ich vergebe dir, mein Kind, umarme mich, damit wir veröhnt sterben!“ — „Und ich vergebe dir nicht, alter Schurke“, schrie voll Wuth das Ungeheuer, „denn dir habe ich's zu verdanken, daß ich hier bin.“

Alles menschliche Gefühl schien in den Herzen des Volkes erloschen; selbst die Frauen hatten das Mitleid verlernt. Am 21. Messidor im Jahre II wurden sechzig Verurtheilte auf den Revolutionsplatz gebracht. Unter der Menge, die sich auf dem Wege sammelte, befand sich auch eine ärmlich gekleidete Frau, die einen fünfjährigen Knaben auf dem Arme trug. Folgendes Gespräch entspann sich zwischen ihnen:

Das Kind. Mama, da sind sie, ich kann sie sehen, das sind viel Wagen heute.

*) Es haben Mittheilungen dieser Art ein um so größeres Interesse, als die Zahl derjenigen Alten, die das letzte Decennium des vorigen Jahrhunderts bereits mitwirkend oder mit Bewußtsein beobachtend durchlebten, immer geringer wird. Erinnerungen, wie diese, werden daher auch in Frankreich stets mit erneuter Begier gelesen.

*) Niemand war vom Tragen der Kokarde dispensirt; die Frauen durften in keinen öffentlichen Garten eintreten, ohne diesen seltsamen Auspuß auf ihren Hauben zu tragen. Wer es vernachlässigte, sich damit zu schmücken, konnte als verdächtig ins Gefängniß geworfen werden, und Manche sind auf dem Schaffote gestorben, die sich durch ein Stück Band hätten retten können.

Die Mutter. Ach nein, es sind ja nur sechs; gestern waren sieben.
 Das Kind. Sieh, Mutter, wie vorn am ersten Wagen der Mann in rothen Kleidern Wurzelbäume schneidet.
 Die Mutter. Das ist Jacot, der erste Bursche bei der Guillotine; er macht Unfuss, damit die Leute lachen.*)
 Das Kind. Aber die Leute in den Kutschen lachen ja nicht.
 Die Mutter. Glaub's wohl; man will den Elenden den Kopf abschneiden.
 Das Kind. Was haben sie denn gethan, Mama?
 Die Mutter. Ich weiß nicht; aber gestern waren General-Pächter dabei, denen man es bewiesen hat, daß sie Wasser in den Taback des Volkes gethan hatten, das Diebsgefindel! Die heutigen werden nicht viel besser seyn. Komm, Kind, daß wir die Köpfe noch sehen.
 So lernte im Volke die neue Generation Zucht und Sitte.
 (Schluß folgt.)

Italien.

Die diesjährige Saison der Scala.

Wir entnehmen Nachstehendes einem Mailändischen Feuilleton: „Endlich ist die Theater-Saison der Scala zu Ende. Dank sey dem Himmel dafür, nicht wegen der Zerstreungen, die wir damit verlieren, sondern wegen des Lärmens und Getümmels! Dank sey dem Himmel dafür im Namen unserer Gesundheit, unserer Ohren, unserer Nerven und auch wegen der wiederzuerwartenden Verbrüderung der beiden Parteien, welche sich drei volle Monate mit entgegengesetzten Sympathieen, mit verschiedenen Meinungen, mit natürlichem oder gemachtem Enthusiasmus unter uns bewegt haben! Dank sey dem Himmel für den gefunden Schlaf, der den Theaterblättern jetzt wieder zu Theil wird! Dank auch für die Flora unserer Gärten, welche fast ganz geplündert sind!

Wir hatten dieses Jahr drei letzte Vorstellungen! Man denke sich, welchen Stoff dies der Ultras der Scala gab! die erste war die, welche den Lauf der Abonnements-Vorstellungen schloß. Es fehlte dabei nicht an Blumensträußen jeder Art und jeder Farbe, die poetischen mit inbegriffen; es erschienen Kränze, verschieden an Form und Umfang, darunter einige von solcher Dimension, daß sie, anstatt den Kopf zu bedecken, auf die Schultern herabsielen, wie die, welche die Stadt für Herder flocht; es war ein Wettkampf von Geschrei, ein Wuthausbruch von Applaus. Verdi wurde bekränzt; die Taglioni, die Frezzolini, die Cerrito nicht minder. Bewundernswürth war der Fanatismus des Publikums, noch bewundernswürth die Geduld derjenigen, welche schon am Montage um 3 Uhr Nachmittags das Parterre offupirt hatten und bis Dienstag um 2 Uhr Morgens auspielten, um die letzten Sprünge des „dankbaren Affen“ zu sehen.

Die zweite letzte Vorstellung fand am Donnerstag statt und war ganz dem Triumphe der Frezzolini und der Taglioni gewidmet. Schöne Kränze, geschmückt mit kostbaren Bändern, bedeckten zweimal ohne Uebertreibung den ganzen Vordertheil der Bühne, das erstemal zu Ehren der ausgezeichneten Sängerin, das zweitemal zu Ehren der unvergleichlichen Tänzerin. Für die Taglioni wurde unter Anderem auch ein goldener Kranz von ausgezeichneter Arbeit geworfen, der auf zwei Atlasstreifen die Inschrift trug: „Maria Taglioni, der neuen Terpsichore.“ Für die Frezzolini erhob sich aus einer Klappe unter der Bühne ein ungeheurer Kranz, eine couronne-monstre, wie die Franzosen sagen würden, welchen einer unserer vornehmen Jünglinge mit seltener Ausdauer und mit ausgezeichnetem Geschmade gekochten hatte. Ihn aufzuheben, bedurfte es der ganzen Kraft zweier Theaterdiener. Dieser ungeheure Strauß und der goldene Kranz, der Tribut der Bewunderung eines anderen Edelmanns, wurden mit ungeheurem Applaus begrüßt.

Die letzte letzte Vorstellung fand zum Benefiz des Theater-Instituts statt, und die Taglioni, welche mit ihrem großen künstlerischen Verdienste auch das einer edlen Wohlthätigkeit verbindet, verstand sich gern dazu, zum Besten der Familien der armen Arbeiter zu tanzen. Das Theater war voll, und die beiden Pas, die sie tanzte, erhielten einen doppelten Applaus, sowohl wegen der künstlerischen Anmuth und Rundung als wegen des wohlthätigen Zwecks. Jeder glaubte, daß Mailand keine Blumen mehr hätte für diese Wunder des Tanzes, als aus derselben Klappe, aus welcher der ungeheure Kranz aufgetaucht war, eine Riesen-Pyramide emporstieg, um welche herum die schönsten Blumen: Kamelien, Nelken, Rosen, Anemonen, Hyacinthen u. s. w., äußerst kunstvoll gruppiert waren. Und damit endete die nächtliche Feier noch nicht, denn als die Taglioni nach Hause zurückkehrte, fand sie schon die Musik des Regiments Bakony und die Chöre der Scala, welche ihr eine Serenade brachten.

Noch Keiner hatte Merante einen Kranz dargebracht, obgleich er reichlichen Beifall erhalten hatte. Obgleich Worte eine solche Vergesslichkeit oder Ausschließung nicht ausgleichen können, so schickten wir uns doch schon an, ihm zu sagen, daß schwerlich ein anderer Tänzer seinen Platz während einer langen

und beschwerlichen Saison so gut ausgefüllt haben würde; indeß erhielt er noch am letzten Abend die Huldigung eines Kranzes, und er, der solche so oft für die Taglioni gesammelt hatte, sah jetzt das herrliche Weib einen für ihn aufnehmen und ihm anmüthig hinreichen. Der verdiente Tribut und diese Höflichkeit erhielten den lautesten Applaus.“

„Das ist das Ende der wunderbaren Geschichte!“ schließt der Italiänische Berichterstatter. In der That eine wunderbare, hyperbolische, pyramidale, mirobolante Geschichte, obgleich wir mit ähnlichen aufwarten können. Mutato nomine de te narratur fabula! Italiänische und Deutsche Ueberschwenglichkeit halten sich hier einander die Waage und können sich gegenseitig trösten, obgleich sie durch einige leichte Nuancen geschieden sind. Der Italiänische Enthusiasmus ist naiv und darum natürlicher und erträglicher. Der Deutsche ist auch Tollheit, aber diese Tollheit hat auch Methode und wird dadurch widerwärtiger. Der Italiäner klatscht und raset, ohne arrière-pensée, weil es ihm so zu Muthe ist, und weil seine Leidenschaft — im Grunde immer eine edle Regung, die von ihrem rechten Ziele ausgeschlossen ist — keine andere Nahrung findet. Der Deutsche klatscht und raset ebenfalls; aber das ist ein gezwungener Zustand bei ihm, den er rechtfertigen muß; er entwirft daher eine Metaphysik der Beinhebungen und Fingerschwinnungen. Aber die Raserei ist auch für den Deutschen ein unnatürlicher Zustand, eine Trunkenheit des Kopfes, auf welche nüchternes Erwachen folgt; es geht ihm wie einem erwachsenen Menschen, der eine Zeit lang Kinderpossen treibt, deren er sich hinterdrein schämt; er glaubt seinen Scham abzuschütteln, indem er seine Seele in den Staub herabzieht und verhöhnt. Daß die Tollheit des Deutschen reflektirt ist, hindert freilich nicht oder bedingt vielmehr, daß sie größere Extravaganzen begehrt, als die der Italiäner. Nein, zu solchem Wahnsinn der Schwärmerei und Abgötterei, wie wir erlebt, haben sie es nie gebracht. Auch haben die Italiäner noch etwas Anderes vor den Deutschen voraus. Sie schwärmen für Tänzerinnen und Sängerinnen; es scheint und dies eine verschwendete Begeisterung, aber jedenfalls ist sie noch tausendmal edler als der Taumel für das Virtuosenenthum, der in Deutschland in der letzten Zeit so sehr in die Höhe gekommen. Die Begeisterung für die Fertigkeit der Finger, für die technische Dressur ist die unterste Stufe des sogenannten Kunst-Enthusiasmus, der überall nur aus der inneren Leere hervorgeht und sich bei solchen Völkern nicht findet, die einen gediegenen Lebenskern haben. Die Italiäner sind ein Volk von Greisen, deren altersschwacher Stumpfsinn sich an Kinderspielen ergötzt: die wahre Kunst ist mit dem Aufhören ihrer politischen und geschichtlichen Bedeutung von ihnen gelassen, und sie täuschen sich jetzt mit dem Scheine der Kunst. Was sind aber die Deutschen? Sie wagen es sich nicht einzugesehen, weil sie das eitelste von allen Völkern sind.“)

Mannigfaltiges.

Kannibalismus in der Geschichte. In Nr. 40 des Magazins ist aus dem schätzbaren Werke des Engländers Georg Borrow „The Bible in Spain“ die schauerhafte Bestätigung der gräßlichen Einzelheiten mitgetheilt worden, welche zu Madrid am Abend des 16. August 1834 erfolgten, nachdem General Quesada das Opfer einer entmenschten Hölle geworden war. Borrow ist ein Mann von feinem und offenem Sinn, von gesunden Ansichten, von menschlich-empfindlichem Gemüthe, er kann also als vollgültiger Zeuge für die Wahrheit jener Abscheulichkeiten gelten, durch die eine der gräßlichsten Scenen aus der Geschichte der ersten Französischen Revolution eine auffallende und traurige Bestätigung erhält. Denn als am 23. Juli 1789 mit dem Einbruche der Nacht der Intendant Berthier auf das grausamste vom Volke in Paris ermordet und ihm unter anderen Gräßlichkeiten auch das Herz ausgerissen war, erschienen, nach der Erzählung eines Augenzeugen, Montgaillard (Histoire de France T. II. p. 266), fünf bis sechs Kerle, der eine von ihnen mit dem Herzen Berthier's auf dem Bajonnett, im Palais-Royal und ließen sich im Café de Foi — wie Quesada's Mörder im Café Nuevo auf der Straße Alcalá in Madrid — mit Kaffee bedienen. Dabei nahmen sie das Herz von dem Spieße herunter und drückten es über die Kaffeeschale, so daß einige Tropfen herausfielen, und sangen zu dem scheußlichen Trunke: il n'est pas de bonne fête, quand le coeur n'en est pas, in ganz ähnlicher Weise also wie die Spanier, von denen Borrow erzählt. Der neueste Geschichtschreiber der Französischen Revolution unter uns, Bachsmuth, möchte gern in seinem preiswürdigen Werke (I. 146) die positive Versicherung, daß die Sache sich so verhalten habe, zur Ehre der Menschheit bezweifeln, aber er will andere Symptome der tigerartigen Stimmung in jener Zeit nicht in Abrede stellen und wird also in jener Gräuelszene zu Madrid nur ein Zeugniß für Montgaillard's Erzählung und für menschliche Bernordenheit finden. Ueberhaupt bieten die revolutionären Bewegungen, die nach dem Jahre 1830 in mehreren Süd-Europäischen Staaten vorkamen, mehr als ein gräßliches Seitenstück zu den Gräueln der ersten Französischen Revolution, die man in dem civilisirten neunzehnten Jahrhundert für kaum möglich gehalten hätte.

3.

*) Dieser Jacot war früher Seiltänzer und wurde nachher Henkersknecht. Seine possidlichen Sprünge sollten nicht selten selbst die Unglücklichen in den Karren zum Lachen gebracht haben.

*) Sachte, sachte, rufen wir unserem virtuosenfeindlichen Mitarbeiter zu. Das, was Sie eben ausgesprochen, hat wohl noch kein anderer Mensch gesagt, der einen ruhigen vergleichenden Blick auf die Deutschen und ihre Nachbarn jenseits der Vogesen und Alpen, wie jenseits des Meeres geworfen.

D. R.